

2007-12 R.Münch

Ein Chanukkafest. In Oslo!

Es ist der 4. Dezember 2007 - der 25. Kislew 5768 nach jüdischer Zeitrechnung. Heute hat im Jüdischen Wohn- und Seniorenzentrum Chanukka begonnen. Doch nicht nur dort, denn das Judentum überall auf der Welt feiert nun 8 Tage lang dieses Fest, welches auf die Wiedereinweihung des zweiten jüdischen Tempels in Jerusalem im Jahre 3597 (164 v.Chr.) zurückgeht und an den Sieg des Lichtes über die Dunkelheit, des Spirituellen über das Materielle erinnert. Der Chanukka-Leuchter ist das Symbol dieses Lichterfestes, denn man erinnert somit an ein Wunder, was sich damals ereignet hat. Kurz nach Wiedergewinnung des Tempels in Jerusalem in dem so eben besagten Jahr, war nur noch eine, für einen Tag ausreichende Menge geweihtes Kerzenöl vorhanden. Neues herzustellen dauert aber 8 Tage. Doch hat diese Menge Öl genau für acht Tage ausgereicht. Auf dieses Wunder geht also das Chanukkafest zurück, welches 8 Tage lang dauert und an dem jeden Abend eine weitere Kerze entzündet wird. Dazu gibt es jedes Mal Süßigkeiten, Mandeln, Rosinen und Früchte, denn es ist ein Freundensfest.

Liebe Förderer, Liebe Freunde, Verwandte und Bekannte,

Mit dieser, für mich besonderen und sehr schönen Situation möchte ich nun also meinen ersten Projektbericht mit meinen bisherigen Erfahrungen und der Beschreibung meines Projektes und meiner neuen Umwelt hier in Oslo, in Norwegen beginnen. Ich hoffe, dass ich es mit der nötigen Genauigkeit hinbekomme, es aber zugleich nicht als langweilig erscheint und ebenfalls hoffe ich euch ein kleines Bild von meinem Leben und meiner Arbeit hier vermitteln zu können und zugleich es so wiederzugeben, wie es mir erscheint.

Ich wünsche euch ein gutes Lesen.

Von Wintzingerode nach Hirschluch nach Oslo

Am 1.09. dieses Jahres ging es also los und am Anfang stand das Vorbereitungsseminar in Hirschluch, einem kleinen Ort unweit von Berlin. Da ich ja schon einmal ausführlicher über dieses Seminar berichtet hatte, halte ich mich an dieser Stelle entsprechend kurz, doch bleibt zuerst zu sagen, dass es ein tolles, absolut sinnvolles Seminar war und mir einen schönen Einstieg in mein Freiwilliges Soziales Jahr gegeben hat. Wir waren dort 146 Leute, die jetzt alle irgendwo auf der Welt tätig sind und allein die Tatsache, dass ich dort so viele interessante junge Menschen kennen gelernt habe, macht dieses Vorbereitungsseminar als etwas Besonderes für mich. Die hauptsächliche Vorbereitung fand dann in Kleingruppen statt, in die wir eingeteilt wurden und welche sich nach den Projektbereichen richteten. Das heißt, ich war in der Projektarbeitsgruppe, die sich mit Problemen, Chancen und Möglichkeiten bei der Arbeit mit älteren Menschen bzw. Holocaustüberlebenden beschäftigte. Und vielleicht schon vorweggenommen: ich hätte es nicht gedacht, aber vieles ist bisher schon so

eingetreten, wie wir es behandelt, besprochen und diskutiert hatten und deshalb bin ich sehr froh über die Vorbereitung, die wir dort erfahren haben.

Doch war auch die historische Bildung ein zentraler Punkt dieses Seminars. So waren wir u.a. an zwei Tagen in Berlin im Haus der Wannseekonferenz, wo 1942 offiziell die „Endlösung der Judenfrage“ beschlossen wurde. Dort erzählte uns der Zeitzeuge und KZ-Überlebende Willy Frohwein etwas aus seinem Leben und wir bekamen eine sehr interessante Führung durch die Gedenkstätte. Wir wurden also, wie schon bei der Gedenkstättenfahrt im Juli thematisch auf unseren Dienst mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste vorbereitet.

Doch nicht nur diese Sachen finde ich für das Verständnis für meine jetzige Aufgabe hier sehr wichtig.

Erst jetzt wird mir auch langsam eine andere Sache bewusst, die mir zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht so aufgefallen ist und aus den vielen politischen und gesellschaftlichen Diskussionen resultiert, mir aber jetzt umso deutlicher wird, da sich dieser Eindruck bzw. diese Feststellung in der nachfolgenden Zeit noch gefestigt hat. Es geht um die Lösung von Problemen, die oft gesellschaftlicher oder politischer Natur sind und auf den ersten Blick sehr einfach und schlicht erscheinen, da sie sofort eine eigene Stellungnahme bzw. Meinung hervorrufen. Mir wurde in diesen Diskussionen klar, dass es so oft auch diese anderen, vielen verschiedenen Sichtweisen gibt, die diese ‚Eine Lösung‘ unmöglich machen, da sie genau so richtig sind, aber an die man selbst gar nicht denkt, weil man zu sehr von seiner eigenen Meinung überzeugt ist, die dann aber zum Teil gar nicht mehr unbedingt tragbar ist, bzw., dass der eigene, für unerschütterlich gehaltene Standpunkt ins Wanken gebracht wird. Eine wichtige Erfahrung also: Viele Sachen sind einfach zu komplex, um sie mit einer Meinung, einem Lösungsansatz für lösbar zu halten!

Aber zurück zu meinem Weg nach Norwegen, den ich schließlich am 11.09. mit den anderen 8 Norwegenfreiwilligen angetreten habe. Hier bei und in Oslo fand dann bis zum 20.09. das so genannte Orientierungsseminar statt, wo speziell auf die Geschichte Norwegens unter der deutschen Okkupationszeit (1940-1945) Wert gelegt wurde und auch noch mal auf den

Projektalltag“ mit all seinen Problemen vorbereitet wurde. Außerdem haben wir bestimmte Organisationen wie z.B. das Holocaustzentrum besucht. Zu dieser Zeit fand dort eine Ausstellung zu der Volksgruppe der Sinti und Roma statt, die ja auch unter Nazideutschland rigoros verfolgt wurden, was man oft vergisst oder gar nicht weiß. Dass diese Minderheiten mit eigener Sprache, Geschichte und Kultur in manchen europäischen(!) Gebieten, wie auf dem Balkan immer noch stark diskriminiert werden, ist leider auch weitgehend unbekannt.

Jødisk Bo- og Seniorsenter – Jüdisches Wohn- und Seniorenzentrum

Arbeit...

Fast pünktlich zum Rosch ha-Schana, dem jüdischen Neujahr, lediglich etwa eine Woche

danach, bin ich also am 25.09. im Jüdischen Altenheim hier in Oslo angekommen und wurde sehr herzlich und freundlich aufgenommen und willkommen geheißen.

Das Gebäude liegt sehr schön gelegen mitten in Oslo, unterhalb des St. Hanshaugenparks direkt neben der Synagoge. Von meinem Zimmer sind es ungefähr nur fünfzehn Minuten zu Fuß und ist von daher recht schnell zu erreichen.

Arbeiten muss ich jeden Tag von Montag bis Freitag, Samstag und Sonntag habe ich frei. In der Woche beginnt ein Arbeitstag für mich also jeden Morgen um 9 Uhr mit dem Abholen der Post aus dem Postamt, das direkt auf dem Weg von meinem Zimmer zum Altenheim gelegen ist, und wo ich mich dann immer, je nachdem, ob die Post schon geöffnet hat oder nicht, selbst überprüfen kann, ob ich pünktlich aufgestanden bin oder getrödelt hab. Aus Sicherheitsgründen wird die Post nicht direkt ins Altenheim gebracht, aber dazu später noch Genaueres. Im Altenheim angekommen führt mein erster Gang jeden morgen in den Speiseraum, wo seit 9 Uhr das Frühstücksbuffet eröffnet ist und die früh aufstehenden Bewohner schon anzutreffen sind. Hier helfe ich zunächst einigen Bewohnern beim

Tellerzusammenstellen“ oder „Getränkebringen“, die aufgrund gesundheitlicher Probleme das nicht vollständig allein können, bevor ich selbst frühstücken kann. Montags und Donnerstags habe ich nach dem Frühstück Küchendienst, was heißt, dass ich ca. ab um 10 Uhr das Buffet abräumen und den Abwasch erledigen muss, was zusammen ungefähr eine Stunde in Anspruch nimmt. Mittagessen gibt es dann, außer freitags, um 14.30 Uhr und da helfe ich beim Servieren mit und Sorge dafür, dass alle Bewohner etwas zu trinken bekommen. Vor und nach den Mahlzeiten ist es meine Aufgabe, die Rollatoren aus dem Speiseraum heraus- bzw. hinein zu schieben.

Diensttags ist von um 12.15 Uhr an eine dreiviertel Stunde lang Gymnastik, wobei ich dafür zuständig bin den Aufenthaltsraum in der fünften Etage vorher dafür herzurichten und danach wieder aufzuräumen. Auch ist es wichtig, dass für die Sportler etwas zu trinken bereit steht. Doch besteht für mich das schwierigste an diesem Tag darin, einige Bewohner zum Sport zu motivieren, was v.a. am Anfang teilweise echt kompliziert war und mich fast zur Verzweiflung gebracht hat. Doch habe ich mir inzwischen einige Strategien überlegt, die bisher auch noch ganz gut gelingen, denn v.a. bei den etwas dementeren Personen ist diese Aufgabe der Motivation schwieriger als gedacht.

Der Mittwoch stellt für mich eigentlich den stressigsten Tag dar, da ich an diesem nach dem Frühstück jede/n Bewohner/in in seiner/ihrer Wohnung besuche und frage, ob ich für ihn/sie etwas einkaufen soll. Oft habe ich dann eine recht große Liste mit verschiedenen Wünschen und die Tasche voller Geldscheine. Da ich für jeden einzeln bezahlen und natürlich die unterschiedlichen Restgeldbeträge trennen muss, bestand für mich die Aufgabe erstmal darin, mir ein System zu überlegen, womit ich das am besten handhabe und welches für mich am

übersichtlichsten ist. Meine bisher beste Lösung ist die, dass ich aus der Küche möglichst viele Plastiktüten mitnehme und so praktisch für jeden immer eine Tüte mit Ware, Quittungen und Restgeld zusammenstelle, was für einen Außenstehenden lustig anzuschauen sein muss, wenn ich dann mit sieben oder acht Tüten, in denen oftmals nur ein oder zwei Sachen drin sind, durch das Einkaufszentrum gehe. Doch bekomme ich so auch eine große Information über alle möglichen Geschäfte in der Umgebung des Altenheims, wo ich auch in vielen sofort als der neue Freiwillige identifiziert wurde, da meine Vorgänger auch in diesen Geschäften zum wöchentlichen Einkauf unterwegs waren. Wieder zurück im Altenheim beginnt dann die Tour durch das Gebäude, bei der ich die Ware schließlich austeile. Alle zwei Wochen ist Mittwoch zusätzlich „Onsdagsklubb“ (Mittwochsclub), wo alle Bewohner in dem Aufenthaltsraum in der fünften Etage zusammen kommen und wo fast immer ein Unterhaltungsprogramm stattfindet, es Kaffee und Kuchen gibt und Lotterie gespielt wird. Auch kommen oft andere ältere jüdische Gemeindemitglieder zum „Onsdagsklubb“, die nicht im Altenheim wohnen, sodass man auch mit denen gelegentlich ins Gespräch kommt. Dort ist es immer sehr gemütlich und die Stimmung ist immer ein bisschen feierlich, wie zu einem besonderen Anlass. Danach besteht meine Aufgabe dann darin, das benutzte Geschirr in die Küche zu bringen, abzuwaschen und wieder in der fünften Etage in den Schrank einzusortieren. Mittwochs habe ich meist keine Zeit zu anderen, außer den soeben beschriebenen Dingen.

Donnerstags findet meist alle zwei Wochen ca. um 11 Uhr Bingo statt, wo ich den etwas sehschwachen oder dementen älteren Menschen helfe mit den verschiedenen Zahlen klarzukommen und beim Kaffeeausschank zwischen den beiden Bingopartien serviere. Dabei kommt es manchmal vor, dass der eigentliche „Bingopartner“ sich mit anderen Dingen beschäftigt, oder das sich öffentlich darüber beschwert wird, dass der Gewinner dieser Runde ja jedes Mal gewinnt und auch schon mittwochs beim „Onsdagsklubb“ bei der Lotterie gewonnen hat und man selbst schon Ewigkeiten nicht gewonnen hätte. Doch wird dieser Wettbewerb gerne von vielen angenommen und es ist schon jedes Mal wieder spannend, wer denn diese Runde gewinnt und als erstes Bingo ruft. An den Donnerstagen, wo kein Bingo stattfindet wird manchmal ein Film geschaut. Für die nächste Zeit habe ich mir vorgenommen, diese Zeit für eigene Projekte zu nutzen, über die ich mir jedoch noch nicht ganz im Klaren bin, aber auf jeden Fall erstmal etwas probieren möchte. Mein Augenmerk liegt bisher auf Musik, Singen und etwas Tanzen, soweit das möglich ist.

Der Freitag steht fast ganz im Zeichen des am Abend bei Sonnenuntergang beginnenden Shabatts, also des jüdischen höchsten Wochentages, der sogar höher steht als jeder andere Feiertag, mit Ausnahme von Jom Kippur und an dem geruht wird und es verboten ist, jegliche Art von Arbeit zu verrichten ist, wozu z.B. auch Autofahren zählt. Die Bedeutung dieses

Tages ist, anders als bei unserem Sonntag, in gewisser Weise also noch erhalten geblieben. Aber zurück zum Freitag. Nach dem Frühstück helfe ich dabei, die Tische für die Shabbat-Tafel zusammenzustellen und anschließend hole ich Rosen vom nicht weit entfernten Blumenladen, ich nenne sie einfach mal Shabbat-Rosen. An diesem Tag gibt es um 13.00 Uhr einen kleinen Imbiss, den hier in Norwegen so genannten „Lunsj“ und danach wird schließlich der lange Tisch festlich für das am Abend bevorstehende „Shabbes-Middag“ hergerichtet und gedeckt, wobei ich sehr gerne helfe und was mir immer sehr viel Spaß macht. Auf diesen Teil der Vorbereitung wird sehr viel Wert gelegt und alle Bewohner putzen sich zu diesem Essen ebenfalls fein heraus und werfen sich in Schale, denn es ist ein zentraler Bestandteil der jüdischen Tradition. Das „Shabbes-Middag“ unterliegt einem festen Rhythmus und gibt mir jedes Mal, wenn ich daran teilnehme, einen tollen Einblick in die jüdische Religion und Tradition.

In der übrigen Zeit, in der ich nicht all die soeben beschriebenen Dinge mache, habe ich schließlich Zeit für das, was eigentlich das Besondere an meiner Arbeit ist und für mich eine sehr zentrale Bedeutung hat; und zwar die eigentlich soziale Aufgabe. Denn neben diesen, eher praktischen Tätigkeiten habe ich viel Zeit um die Bewohner in ihren wirklich schönen Wohnungen zu besuchen, mich mit ihnen zu unterhalten, von ihnen die Sprache zu lernen, bei schönem Wetter spazieren zu gehen, wo die Route meist durch den schönen angrenzenden Park geht und einfach Dinge aus ihrem Leben zu erfahren oder ihnen von mir und meinem Leben zu erzählen.

Mein Arbeitstag endet schließlich immer um 15.30 Uhr.

Und ich finde diesen Mix aus normalen praktischen Tätigkeiten und meiner sozialen Aufgabe hier sehr ausgewogen, denn meine Tätigkeiten sind stark von denen der anderen Mitarbeiter abgegrenzt. All die pflegerischen Aufgaben, wie Waschen oder Anziehen sind nicht in geringster Form Teile meines Aufgabenbereichs und es wird auch strikt darauf geachtet, dass der Freiwillige seinen eigentlichen Aufgaben nachkommen kann.

Anfangs war es irgendwie eine ungewohnte Situation im Vergleich zur Schulzeit, dass mir nicht dauernd gesagt wurde, was jetzt meine Aufgabe ist, und dass nicht ununterbrochen jemand hinter mir steht und Anleitungen gibt. Es war einfach ungewohnt, sich selbst gewisse Anforderungen zu stellen, wenn man das in dieser Form bezeichnen kann. Es kommt darauf an, wie motiviert ich bin, was für Ziele ich mir setze. Es gibt hier keine Noten, es kommt oft auf meine eigene Initiative drauf an. Und genau das fällt mir oftmals noch ziemlich schwer, doch habe ich erkannt, dass genau darin eine der vielen Chancen dieses Jahres hier liegt. So ist Montag für mich oft ein Tag, wo ich mich aufrappeln muss, wogegen es an den anderen Tagen deutlich leichter fällt.

Wie vorhin schon angedeutet bzw. als Ziel formuliert möchte ich auch andere, eigene

Aktivitäten anleiern, wo die Bewohner zusammenkommen und wo wir gemeinsam Singen oder Tanzen o.ä.

& und Arbeitsumfeld

Die jüdische Gemeinde in Oslo ist orthodox, also das jüdische Altenheim auch, was aber ganz und gar nicht heißen soll, dass jeder seiner Bewohner jeden Freitag und Samstag in die Synagoge geht oder streng nach allen religiösen Vorschriften lebt. Die Religiosität unter den Bewohnern ist unterschiedlich. Doch wird von der jüdischen Gemeinde sehr darauf geachtet, dass die religiösen und traditionellen Gesetze im Allgemeinen eingehalten werden. So werden alle Feiertage traditionell begangen, wovon ich v.a. in den ersten drei Wochen hier sehr viel mitbekommen habe, denn das jüdische Jahr beginnt mit vielen verschiedenen Festtagen. Auch unterliegen die Speiseregeln den kosheren Regeln. „Diese Regeln zu verstehen braucht mehr als drei Monate“. Die für mich bisher am einfachsten zu verstehende Regel ist, dass milchige und fleischige Speisen nicht zusammen serviert bzw. gegessen werden und auch nicht von ein- und demselben Küchengeschirr zubereitet werden dürfen. Das heißt, dass alles in der Küche zweimal vorhanden ist: Besteck, Teller, Gläser, Töpfe, Messer... Auch ist die Küche zweigeteilt und alle Küchengeräte, sowie Herd, Abwaschmaschine, Behälter für die Abwaschmaschine... sind doppelt vorhanden. Und es ist extrem wichtig, dass Dinge, wie z.B. Besteck von der „milchigen“ Seite der Küche nicht in die „fleischige“ gelangen und umgekehrt, was mir besonders am Anfang fast mehrmals passiert wäre, denn das eine darf mit dem anderen nicht in Berührung kommen. Wenn ja, muss das nun verunreinigte Geschirr erst wieder vom Rabbiner gereinigt werden.

Das jüdische Wohn- und Seniorenzentrum sieht seine Aufgabe darin, älteren Mitgliedern der jüdischen Gemeinde gemeinsam auch im Alter ein Leben in einer religiösen Gemeinschaft zu ermöglichen und zugleich medizinische und pflegerische Betreuung zu gewährleisten. Zur Zeit leben 19 ältere Menschen in diesem Altenheim, worunter einige noch völlig selbstständig zurechtkommen, aber auch einige sind, die z.B. sehr dement sind, und deshalb auf Hilfe angewiesen sind, wenn man das so schreiben kann.

Viele kennen sich untereinander schon sehr lange und es ist für mich erstaunlich, wie sehr doch eine Art Gemeinschaftsgefühl vorhanden ist und wie sich einander geholfen und unterstützt wird. Vor allem das macht diese jüdische Einrichtung, glaube ich, so sehr besonders. Doch ist es einfach auch unglaublich, wie alt die meisten Menschen dort sind, und dazu noch so unbeschreiblich fit und vital wirken. Die älteste Bewohnerin hat dieses Jahr ihren 100. Geburtstag gefeiert! Doch vielleicht liegt das aber „ganz einfach“ daran, dass alle in ihrem Leben schon soviel Schwierigkeiten und Problemen standhalten mussten, (weil sie jüdisch sind) dass sie gelernt haben sich zu widersetzen und gegen Sorgen und Gefahren mit innerem Widerstand anzukämpfen. Es sind nicht allein die Erlebnisse des Holocausts! Erst

letzten Sommer, kurz bevor mein Vorgänger angefangen hat, wurde auf die Synagoge nebenan mit Schusswaffen geschossen. Diese Tat sollte wohl als eine Reaktion auf den Libanonkrieg zwischen Israel und der islamischen Hisbollah gelten. Noch immer sieht man vom Speiseraum des Altenheims leichte Spuren in der Außenwand der Synagoge. Seit dem ist an jedem Shabbat die Polizei mit mindestens einem Streifenwagen vertreten und es ist schon irgendwie ein komisches Gefühl, wenn freitags bei Sonnenuntergang die Shabbatkerzen angezündet werden und man gleichzeitig beobachten kann, wie draußen vor dem Gebäude die Polizei vorfährt. Irgendwie traurig und leider doch ein Zeichen, dass Antisemitismus keinesfalls veraltet ist und nicht nur in Deutschland auftritt, sondern europaweit aktuell ist. Doch zurück zu den Bewohnern des Altenheims und dem Versuch etwas aus der Geschichte dieser Menschen mitzuteilen, was mir auf jeden Fall Schwierigkeiten bereiten wird. Doch zuerst eine Tatsache. Es ist mir sehr stark aufgefallen, wie wenig man doch über die Geschichte der Juden in Norwegen in der deutschen Okkupationszeit weiß, wie wenig man darüber in der Schule lernt. Denn auch hier haben die Deutschen mit der jüdischen Bevölkerung keine Ausnahme gemacht, sondern sind mit der gleichen hässlichen Genauigkeit vorgegangen, wie in anderen Ländern.

Die Bewohner des Altenheims kommen gebürtig aus natürlich Norwegen, aber auch Schweden, Dänemark, Litauen, Polen, Ungarn und Deutschland. Und jeder hat sein eigenes Schicksal, seine eigene traurige und zugleich unfassbare Geschichte. Alle sind vom Holocaust betroffen; also alle sind Überlebende dessen. Wenn man in den Wohnungen nach den Menschen auf den Bildern fragt, die oft vielfach an den Wänden hängen, oder auf den Fenstersimsen stehen, so bekommt man in fast jeder Wohnung bei mindestens einem Bild die die Antwort, dass er/sie, die betreffende Person halt, von den Deutschen umgebracht wurde. Vater oder Mutter oder Geschwister, oder mehrere, oder alle, sodass ich es mir am Anfang nach den ersten Erlebnissen schon gar nicht mehr getraut habe zu fragen.

Noch zu Hause und zu Beginn meiner Arbeit hier dachte ich, als ich das Wort Holocaustüberlebende/r hörte immer „nur“ an Menschen, die in einem Konzentrationslager das Schlimmste erlebt haben, was man wohl erleben kann. Nun ist mir jedoch bewusst geworden, dass man viel zu oft auch all die Anderen vergisst. All die, die in einem Versteck überlebt haben, denen die Flucht gelungen ist, die Familienangehörige und Freunde verloren haben, all ihr Hab und Gut abgeben und ihr bisheriges Leben aufgeben mussten, ihre Arbeit verloren haben oder in sämtlichen Formen diskriminiert oder beleidigt wurden und genauso Angst haben mussten. Eine Angst, die wir uns wahrscheinlich nicht im Geringsten vorstellen können. Und all das nur, weil sie Juden waren, noch nicht einmal gläubig gewesen sind oder nach den religiösen oder traditionellen Vorschriften gelebt haben. Ich schreibe dies nicht, weil ich von jedem der Bewohner die Geschichte kenne. Im Gegenteil, ich weiß eigentlich nur von

den Wenigsten Genaueres aus ihrer Geschichte. Meine Kontaktperson bzw. die Leitung des Altenheims hat mir, als ich begonnen habe, nichts zu den einzelnen Schicksalen gesagt, was ich innerlich sehr kritisiert hab und mich auch ein bisschen unsicher und verwirrt gemacht hat. Doch nun wird mir die Bedeutung dessen, bzw. der Sinn dieses Nichts-Sagen etwas klarer und ich kann ein bisschen nachvollziehen, warum sie so verfahren haben, wie sie verfahren haben. Denn, wenn ich etwas herausfinden möchte, dann soll ich es selbst herausfinden und mir selbst eine Meinung bilden und nicht voreingenommen fragen; und wenn mit mir jemand nicht darüber reden möchte, so soll ich es auch nicht unbedingt erfahren und das dann auch respektieren.

Zuerst habe ich z.B. nur durch einzelne Bewohner erfahren, wer beispielsweise in einem Konzentrationslager war, wer also eine besonders traurige Geschichte hat. Auch war mein anfänglicher Glaube eine Fehleinschätzung, dass so gut wie alle die Erlebnisse des Holocaust irgendwie verarbeitet, oder zumindest erfolgreich verdrängt hätten. Aber da kannte ich die Schicksale noch nicht, die ich jetzt kenne. Ich bin inzwischen der überzeugten Ansicht, dass das alles sowieso überhaupt nicht möglich ist. Ich glaube, dass heute noch alle, wenn auch in verschiedener Intensität, unter dem Erlebten leiden, auch wenn es auf den ersten Blick nicht so erscheint, da so gut wie nie öffentlich darüber gesprochen wird, oder dies einfach nicht in meiner Gegenwart geschieht. Doch kann ich das nicht genau sagen, da ich nicht sehr oft mit Bewohnern über diese Zeit rede. Und mit manchen rede ich gar nicht über diese Zeit, bzw. hatte ich noch nicht den Mut, nach dieser Zeit zu fragen.

Zu wenig kann ich mir vorstellen was passiert ist, zu viel Angst habe ich, nachzufragen. Ich habe Angst, dass ich Emotionen und Gefühle erwecke, die all das Erlebte wieder hochkommen lassen und die betroffene Person zurück in diese furchtbare Zeit entführen. Neulich wurde ich von jemand Außenstehendem gefragt, wie ich diese Arbeit mit diesen Menschen und Schicksalen verkrafte, wie ich damit umgehen kann. Meine Antwort war: „Ich weiß es nicht, hab keine Ahnung.“ In Momenten, wo ich den vergeblichen Versuch unternehme, mir der Geschichte der Menschen irgendwie etwas bewusst zu werden, fällt es schwer, mich auf normale Sachen zu konzentrieren, z.B. auf das Kartenspielen mit K.; und sie muss mich erst daran erinnern, dass ich doch zuerst eine Karte ziehen muss, bevor ich eine